



Sportlicher Teamgeist kann Grenzen von Religion, ethnischer Zugehörigkeit und kriegerischer Gegnerschaft überwinden.

BILDER: JENS WENZEL

Der erste Konflikt ist nur eine Frage der Zeit. Nevo und Keyed, ein Jude und ein Araber, geraten aneinander. Dann setzt sich Nevo draußen an den Spielfeldrand. Er weint. Keyed ist sehr aufgeregt und steckt damit die anderen Kinder an. Wie soll man denn jemals zusammen Fußball spielen, wenn man sich in der eigenen Mannschaft nicht respektiert? Diese Frage wird im Laufe der Woche für die internationalen Trainer zum Leitmotiv. Keyed gibt Nevo die Hand. So gehöre sich das, egal wer angefangen hat, erklärt sein englischer Trainer Alex. Ob der Elfjährige das allerdings verstanden hat, bleibt fraglich. Aber zumindest ist es ein Anfang.

„Auf dem Platz sprechen alle dieselbe Sprache“, sagt Geoffrey Whitfield, der vor zehn Jahren das Projekt „Football4Peace“ (Football for Peace) ins Leben gerufen hat. Fußball für den Frieden, für die Verständigung zweier verfeindeter Volksgrup-

„Im Wettbewerbseifer zeigt es sich, ob die sozialen Fairplay-Werte gegen das negative Streben nach dem Sieg bestehen können

Dozent John Lambert

pen, deren Annäherung in der großen Politik seit Jahren scheitert. Organisiert wird das Projekt von der Universität Brighton, die zusammen mit der Deutschen Sporthochschule alljährlich eine Gruppe internationaler Trainer nach Israel schickt, um dort das Zusammenleben zwischen Juden und Arabern zu fördern. Das Unterfangen, das damals in zwei Orten begann, hat sich mittlerweile auf 34 Standorte erweitert, über 2000 Kinder nahmen in diesem Jahr teil.

Pro Projektstandort sind maximal 100 arabische und jüdische Kinder vorgesehen, 50 Juden, 50 Araber. So der Optimalfall. Vier internationale, Englisch sprechende Trainer betreuen die Kinder, die zu Beginn der Trainingswoche bewusst so gemischt werden, dass in jeder der vier 25-köpfigen Mannschaften gleiche Anteile beider Kulturgemeinschaften sind. Hinzu kommen dann noch zwei Übersetzer, einer für

das Arabische, einer für das Hebräische. So der Optimalfall.

Es folgen vier Tage à vier Stunden, in denen die Trainer ein Team bilden sollen – aus einer gemischten Gruppe von Zehn- bis 14-Jährigen, deren Familien sich oft nicht akzeptieren, vielleicht sogar hassen. Am fünften Tag spielen sie dann beim Festival um den Fairplay-Preis. Es gibt keine Schiedsrichter, die Spieler müssen sich komplett selbst organisieren. „Das Festival ist der Höhepunkt des Projekts“, erklärt John Lambert, Dozent an der Chelsea School in Brighton. „Hier zeigt sich, ob die sozialen Fairplay-Werte im Wettbewerbseifer gegen das negative Streben nach dem Sieg bestehen können.“

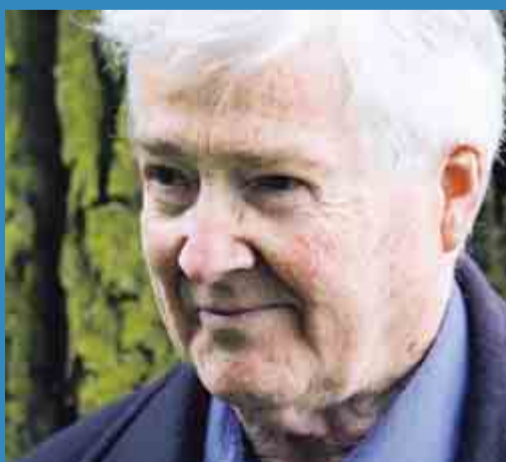
Die Kinder haben Probleme mit dieser Philosophie. Sie sind zu ehrgeizig, wollen unbedingt gewinnen (und dabei möglichst selbst alle Tore schießen). Das geht auf Kosten der schwächeren Spieler. Oder sie schließen sich gegen die zusammen, die ihnen fremd sind, deren Sprache sie nicht verstehen. In Beer She'va, einer Stadt in der Negev-Wüste, ist das die größte Herausforderung. Im Gegensatz zu anderen Projektorten wie Rahat im Norden Beer She'vas, ist das harmlos. Dort gibt es mehrere gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen jüdischen und arabischen Kindern. Ein anderer Standort ist ein vom Staat Israel nicht anerkanntes arabisches Dorf. „Ich habe noch nie so viel Armut gesehen“, berichtet Catherine Willoughby. „Es lag ein toter Hund vor dem Tor des Platzes, die Kinder spielten mit kaputten Bällen auf der Straße, es war fürchterlich.“ Das ist in Beer She'va nicht der Fall. Spannung liegt jedoch auch hier in der Luft, vor und nach dem Training, wenn alle Kinder auf den dreistufigen Rängen des Fußballplatzes sitzen. Juden links, Araber rechts, so ist es immer, so bleibt es. Bis zum letzten Tag.

Die Arbeit ist ein ständiges Auf und Ab. Dolev zum Beispiel, ein Jude mit marokkanisch-tunesischen Wurzeln, spricht sowohl arabisch als auch hebräisch, beides fließend. Er integriert sich gut – es ist kaum auszumachen, wel-

Gegen unsichtbare Mauern

Das Projekt „Football4Peace“ versucht seit zehn Jahren in Israel durch Fußball die Koexistenz zwischen Menschen verschiedenen Glaubens zu fördern

Von Victoria Schneider



Projektgründer Geoffrey Whitfield

chen Glaubens er ist. Dann aber wird Dolev von seinen arabischen Mitspielern aufgezogen, sie greifen ihm ins Haar, verwuscheln es und finden das witzig. Dolev nicht. Er setzt sich an den Rand. Die Sprache steht zwischen ihm und den englischen Trainern, sie können ihn nicht trösten und die Übersetzer sind keine große Hilfe. Am nächsten Tag erscheint Dolev nicht mehr, eine Niederlage für das Projekt.

Oder Ben, ein zurückhaltender Jude, der Probleme hat, sich in seine Gruppe zu integrieren. Und auch wenn er nicht gehänselt wird: die Nichtbeachtung, die ihm von den arabischen Kindern entgegenschlägt, veranlasst ihn einen der jüdischen Verantwortlichen zu bitten, ihn aus dem Team zu nehmen. So passiert es, und die israelischen Erwachsenen merken nicht, dass sie so das Projekt manipulieren.

Nicht selten sieht man auch jüdische Eltern über den Platz marschieren, die ihre Kinder mitten im Spiel abholen. Die Erklärung ist immer dieselbe: „Es gab einen Konflikt in der Mannschaft.“ Die Erwachsenen blockieren das Projekt und mit ihm die Hoffnung auf Verständigung des Nachwuchses. Zu sehr sind sie gefangen in ihren Ideologien, die sie an die Kinder weitergeben. „Wenn die Erwachsenen nicht mitspielen, sind die Kinder noch schwerer zu erreichen. Wir sind darauf angewiesen, dass die Philosophie des Projekts von den Menschen vor Ort getragen wird“, erklärt Vian Jalal, eine der englischen Leiterinnen in Beer She'va.

150 Kilometer nördlich, zwischen der jordanischen Grenze und dem nördlichen Westjordanland, ein weiterer Projektstandort. In Beit She'an, einer rein jüdischen Kommune, herrschen andere Probleme. Die Araber aus dem 30 Kilometer entfernten Daburiya sind in der Überzahl, der Anteil der jüdischen Kinder so gering, dass pro 25-köpfiger Mannschaft lediglich fünf oder sechs Juden spielen. Diese fühlen sich wiederum benachteiligt und reagieren mit Unlust und Boykott. „Wir verzweifeln hier“, klagt Polly Edmonds, eine englische Trainerin. „Auf beiden Sei-

ten scheint niemand irgendetwas von friedlichem Miteinander wissen zu wollen.“ Die Ignoranz, mit der sich die Kinder begegnen, ist noch beunruhigender, als es offensichtliche Streitereien wären.

Am dritten Tag: Hoffnung. Bisher haben sich die Gruppen nicht freiwillig gemischt. Nun aber macht der Jude Elyashiv, elf Jahre alt, den ersten Schritt. Er ist der erste, der sich nicht zwei Meter neben die Gruppe stellt und die Arme verschränkt. Am vierten Tag ein weiteres Zeichen. Maor aus Beit She'an klatscht seinen arabischen Mitspieler nach einem Tor ab – am Anfang wollte Maor noch nicht einmal grüßen, an Körperkontakt war nicht zu denken. Und am selben Tag stellt sich der mutige, winzig kleine Mohammed mit seiner Deutschland-Flagge auf der Brust als einziger Araber in den Kreis, in dem jüdische Beit-She'an-Jungs nach jeder Trainingseinheit zusammenkommen. Zögernd bekommt Mohammed eine Hand von rechts und eine von links, wenig später lachen die drei sich an.

Viele von ihnen mögen schon jetzt beeinflusst sein von den Ideen und Vorstellungen ihrer Eltern, von der überkommenen Regel, dass ein Zusammenleben zwischen Juden und Arabern nicht sein darf. Aber letztlich sind es genau diese Kinder, die noch erreicht werden können. Beim Festival am letzten Projekttag sieht man es: der „FC Barcelona“ gewinnt nicht den Fairplay-Preis und hat zudem alle Spiele verloren. Der Anblick der hängenden Gesichter ist schmerzhaft. Doch in diesem Moment vereint alle das gleiche Gefühl: Enttäuschung. Die Gruppe mischt sich, Araber stehen neben Juden. Sie bekommen Medaillen und sind glücklich. Miteinander.

Fünf Tage im Jahr sind nicht genug, um diesen Urkonflikt mal eben zu beenden. Aber „Football for Peace“ fängt ganz unten an: zusammen spielen, sich anfassen, lachen, sich vertrauen, sich respektieren. „Das Miteinander beginnt in den Dörfern, auf der untersten Ebene“, sagt John Sugden, Professor für Sportsoziologie in Brighton. Und auch wenn es nur ein oder zwei Kinder sind, die erreicht werden. Vielleicht geben sie es ja weiter.